

INTERVIEW MIT JÜRG KRUMMENACHER

«Die Praxisnähe ist ein grosser Pluspunkt der Schule»

Das Interview führte Dorothee Guggisberg.

In welcher Zeit waren Sie hier an der Schule tätig und in welchen Funktionen? Von 1985 bis 1991 war ich in der Schulleitung und Dozent. Und von 1987 bis 1991 war ich Rektor. Somit war ich insgesamt sechs Jahre an der Schule.

Wenn Sie jetzt auf diese Zeit zurückschauen – was hat sich in Ihren Augen verändert? Fangen wir beim Positiven an. Die Ausbildung in Sozialer Arbeit erfolgt heute auf Fachhochschul-Niveau. Dadurch hat die Soziale Arbeit einen anderen Status als damals. Dies ist einer der wesentlichsten Punkte, der sich verändert hat.

Wahrscheinlich ist auch die Ausbildung insgesamt professioneller geworden. Die Veränderungen haben aber auch zur Folge, dass Dinge verloren gegangen sind, die uns damals sehr wichtig waren. Wir waren eine kleine Schule, die gegenüber heute ein anderes Ausbildungskonzept hatte. Die Schule beschränkte sich nicht auf die Vermittlung von Wissen. Sie war sehr stark ausgerichtet auf die Vermittlung von personalen und sozialen Kompetenzen. Wir haben sehr grossen Wert auf die Persönlichkeitsentwicklung, die persönliche Auseinandersetzung der Studierenden mit sich selbst und auf Fragen der Gruppendynamik gelegt. Aufgrund der Grösse der Schule ist das heute nicht mehr in diesem Ausmass möglich. Ich glaube, die fachliche und die methodische Ausbildung und die Vermittlung von Grundlagenwissen waren schon damals auf einem sehr guten Niveau. Heute geschieht dies halt in einem viel grösseren Rahmen, weil auch viel mehr Studierende und Mitarbeitende an der Schule sind. Insgesamt aber bin ich überzeugt davon, dass diese Veränderungen notwendig und richtig waren.

Durch das Bologna-System ist die Ausbildung heute stärker verschult. Zwar hatten auch wir damals einen klar strukturier-

ten Stundenplan. Aber es gab immer wieder Praxiswochen, in denen aktuelle Themen behandelt werden konnten. Die 1980er-Jahre waren ja die Zeit der Jugendunruhen. Die Suchtproblematik war ein wichtiges Thema. So gab es beispielsweise Praxiswochen zum Thema Jugend und Sucht. Und dann hat sich natürlich auch das Umfeld sehr stark verändert. Das gesellschaftliche Klima war viel offener als heute. Die neuen sozialen Bewegungen waren im Aufschwung. Die 1980er-Jahre waren geprägt von der Auseinandersetzung mit dem Umweltthema. Überall formierten sich grüne Gruppierungen. In dieser Zeit kam auch das Thema «Neue Armut» auf. Lange Zeit war man davon ausgegangen, dass die Armut durch die Hochkonjunktur verschwunden sei. Nun stellte man fest, dass die materielle Armut immer noch da ist, aber eben meistens sehr versteckt. Wie schon erwähnt, war auch die Drogenproblematik ein brennendes Thema. Neue Organisationen wie das Drogenforum Innerschweiz, das schon gegen Ende der 1970er-Jahre entstand, und neue Therapiestellen nahmen sich der Problematik an.

Erstaunlicherweise war damals im Unterschied zu heute Migration kein dominierendes Thema, obwohl ab Mitte der 1980er-Jahre die Zahl der Asylsuchenden stark anstieg. Das Asylgesetz gibt es ja erst seit 1979. Auch an der Schule war die Asyl- und Flüchtlingsthematik nicht sehr präsent, zumindest bei uns nicht. Dabei hatte die Schweiz 1991 zum ersten Mal einen Höchstwert bei den Asylzahlen – den zweithöchsten in der jüngeren Geschichte, wenn man zurückschaut. Einmal abgesehen von den Flüchtlingswellen vor und während des Zweiten Weltkriegs, aus Ungarn (1956), der Tschechoslowakei (1968) und dann aus Indochina während und nach dem Vietnamkrieg waren die Zahlen nie so hoch wie 1991 und 1999.

Dann vor allem aus dem Balkan. 1991 noch nicht. 1991 waren es die Tamilen und Asylsuchende aus der Türkei, vor allem Kurden. Ab 1993/94 kam die grösste Gruppe der Asylsuchenden aus Bosnien, danach vor allem aus dem Kosovo. 1999 nach den Bombardierungen durch die NATO war dann der Kosovo der Brennpunkt.

Darf ich nochmals auf die Jugendunruhen zurückkommen? Wie hatten Sie als Rektor mit den Studierenden zu tun? Es

war ja diese Zeit, die 1980er-Jahre, als ich selber in Bern die Ausbildung gemacht habe. Man hat Transparente aus dem Fenster gehängt und war sehr aktiv. Wie war das in Luzern und welche Rolle hatten Sie als Rektor? Gut, man muss natürlich sehen, diese Schule war in einem wirklich grossen Umbruch. 1980 haben die letzten Menzinger Schwestern an der Schule aufgehört.

In den 1980er-Jahren? Ja, 1980. Das war zum einen «Schwester EP» – Schwester Eugenia Pia, die heimliche Rektorin. Sie war die bestimmende Person an der Schule, Psychologiedozentin auf der Grundlage der Tiefenpsychologie von Carl G. Jung. Dann waren auch noch die beiden Schwestern Wilma Fraefel und Schwester Consilia Grüniger an der Schule tätig. Schwester Consilia war für das Internat zuständig. Die Menzinger Schwestern traten aus der Schulleitung zurück. Von 1980 an wurde die Schule ausschliesslich von Laien geführt. Es gab häufige Wechsel in der Schulleitung, im Rektorat auch mehrmals Interimslösungen. 1984 wurde Heinz Buchman gewählt. Er war Soziologe, hatte aber keinen grossen Bezug zur Sozialen Arbeit, war vorher länger in der Entwicklungszusammenarbeit in Afrika tätig. Er kannte auch die Innerschweiz nicht und fühlte sich von Anfang an nicht so recht wohl in der Rolle als Rektor. Dies führte dann dazu, dass er im Frühjahr 1987 seinen Rücktritt bekanntgab. Schulleitungsmitglieder, die schon länger an der Schule waren, konkret Stefan Müller und Herbert Bürgisser, haben gesagt: «Nicht schon wieder eine Ausschreibung und ein Wahlverfahren.» Man befand, es wäre gut, wenn ein Schulleitungsmitglied die Rolle des Rektors übernehmen würde. Ich habe Herbert Bürgisser vorgeschlagen, aber er wollte nicht.

Und dann haben sie mich vorgeschlagen. Ich konnte mir grundsätzlich vorstellen, die Rolle zu übernehmen. Die Schulleitung unterstützte meine Nomination. Der Vorschlag hat dann aber zu grossen Diskussionen im Vorstand geführt. Träger der Schule war damals ein Verein. Präsident war Dr. Alphons Beck. Er ist für mich eingestanden. Aber ich war politisch kein unbeschriebenes Blatt. Ich war in Schwyz seit 1980 im Kantonsrat als Vertreter der Gruppe «kritisches forum ibach». 1987 habe ich für den Nationalrat kandidiert und wäre beinahe gewählt worden. Wir haben damals ein sensatio-

nell gutes Resultat gemacht mit 12 Prozent Wähleranteil. Das hat lange keine andere grüne Gruppierung geschafft. Ich war deshalb als Politiker in der Innerschweiz sehr bekannt und galt als «Linker». Der Vorstand des Trägervereins war sehr bürgerlich zusammengesetzt. Es gab deshalb eine grosse Diskussion, ob man mich wählen könne. Diese Diskussionen hatte es schon gegeben, als ich 1985 als Dozent an der Schule zur Wahl stand. Da hat man alle Bildungsdirektoren der Konkordatskantone angefragt, ob meine Anstellung dazu führen könnte, dass die Schule von den Innerschweizer Kantonen kein Geld mehr bekomme. Diese Befürchtung gab es auch bei der Rektoratswahl. Schliesslich hat der Vorstand nach langer Diskussion doch entschieden, mich auf dem Berufungsweg zum Rektor zu wählen.

Und wie war dann Ihre Beziehung als Rektor zu den Studierenden? Träger der Schule war wie gesagt ein Verein. Ausser den Statuten gab es aber relativ wenige formelle Strukturen. Es gab beispielsweise kein Schulreglement. Die Studierenden hatten ein Mitspracherecht. Das war aber nirgends klar geregelt. Dies zu ändern und das gesamte Regelwerk zu erarbeiten oder zu erneuern, war dann eine meiner ersten Aufgaben als Rektor. Es war ein eigentlicher Organisationsentwicklungsprozess. Ziel dieses Prozesses war es, die Strukturen zu klären und zu formalisieren. Damit einher ging auch eine Professionalisierung der Schule. Die Klärung der Frage, wo die Studierenden mitreden können, war ein Teil dieses Prozesses. Die Studierenden konnten in diesem Prozess aktiv mitwirken. Sie waren sowohl im Vorstand als auch in der Schulkommission mit beratender Stimme vertreten. Sie befürworteten die neuen Strukturen, weil diese mehr Klarheit und Transparenz schufen. Selbstverständlich waren auch die Schulleitung und die Dozierenden mit in die gesamte Organisationsentwicklung einbezogen.

Gab es von den Studierenden auch politische Aktionen? Nein. Diese fanden früher statt, als der erste Student an der Schule den Militärdienst verweigert hat. Der damalige Präsident, ein höherer Offizier in der Schweizer Armee, forderte, dass der Student aus der Schule ausgeschlossen werde. Das hat der Vorstand abgelehnt. Der Präsident trat daraufhin zurück.

Politische Aktionen von Studierenden hat es also in meiner Zeit als Rektor kaum gegeben. Das hing vermutlich auch damit zusammen, dass die Schule nicht direkt in der Stadt war, sondern in einem Park an der Rosengartenhalde im Würzenbachquartier, also sehr abgelegen. Das Verhältnis zu den Studierenden war sehr gut. Sie identifizierten sich sehr mit der Schule und zeigten eine hohe Loyalität. Sie waren sich auch sehr bewusst, dass sich die Schule in einer kritischen Situation befand.

Ging es da um die Finanzen? Ja. Die finanzielle Situation der Schule war äusserst schwierig. Zum einen war auf nationaler Ebene umstritten, ob die Schulen für Soziale Arbeit weiterhin Bundesbeiträge bekommen. Zum andern waren die Beiträge der Zentralschweizer Kantone sehr niedrig. Ich habe deshalb das Gespräch mit den Rektoren der Abendschule und der Heimerzieher-Schule gesucht. Die beiden Schulen befanden sich in einer ähnlichen Situation. Gemeinsam haben wir ein Argumentarium für höhere Beiträge der Kantone entwickelt. Ich übernahm für alle drei Schulen die Verhandlungen mit den Kantonen. Gemeinsam haben wir erreicht, dass wir von den Kantonen höhere Beiträge erhielten und auch der Kanton Wallis Beiträge leistete. Denn wir hatten einige Studierende aus dem Wallis.

Weshalb sind die Studierenden aus dem Wallis nach Luzern gekommen – wegen des katholischen Milieus? Das war traditionell schon immer so. Vermutlich war das katholische Milieu ausschlaggebend. Die Schule hatte ja bis zu Beginn der 1980er-Jahre immer noch einen katholischen Hintergrund. Träger der Schule waren lange Zeit der Schweizerische Katholische Frauenbund SKF und die Menzinger Schwestern. Zudem hatten wir immer auch Studierende, die im Wallis ihr Praktikum absolvierten. Wir hatten zu jener Zeit generell relativ viele Studierende aus anderen Kantonen der Deutschschweiz, auch aus der Ostschweiz und der Nordwestschweiz. Das Aufnahmeverfahren war sehr streng – die Studierenden konnten nicht so ohne Weiteres kommen.

Gab es St. Gallen damals schon? Ja, St. Gallen gab es schon länger. Es gab damals schon alle Schulen, die später zu Fach-

hochschulen wurden. Gleichzeitig zur Organisationsentwicklung haben wir auch die Räumlichkeiten modernisiert. Aufenthaltsraum und Küche waren etwas schäbig. Die Studierenden lebten praktisch wie in einer WG. Sie haben gemeinsam gekocht, es gab eine Gartengruppe, die für die Pflege des Gartens verantwortlich war. Wir reichten beim Kanton Luzern, bei der damaligen Bildungsdirektorin Brigitte Mürner, ein Gesuch für einen Beitrag an die Renovation der Räumlichkeiten und zur Erneuerung des Mobiliars ein. Brigitte Mürner stand der Schule sehr positiv gegenüber. Sie hat uns auch bei der Erhöhung der kantonalen Beiträge der Zentralschweizer Kantone sehr unterstützt. So stimmte sie denn auch dem Gesuch zur Erneuerung der Räumlichkeiten zu. Damit bekam die Schule zeitgemässe Räume.

Der Kanton hatte also ein gewisses Interesse an dieser Ausbildung? Beiträge an ein Vorhaben, das nicht zwingend notwendig ist, sind doch immer auch eine Anerkennung. Dass wir einen Beitrag an die Renovation bekamen, hat zwar einiges an Überzeugungsarbeit gebraucht, aber es ist gelungen.

Also war Ihre zweite Aufgabe die Finanzierung, die dritte Aufgabe war die Renovation des Schulgebäudes. Im Vergleich zu anderen Schulen herrschte politisch aber eine ruhige Stimmung ... Ja, bei uns war es eher ruhig, die Schule hatte bei den Studierenden eine hohe Akzeptanz.

Bei uns in Bern waren seinerzeit aus Sicht der Studierenden die Frauenfrage und der Wohnraum mit Besetzungen ein Thema. Wir waren aussenpolitisch motiviert, aber nicht gegen die Schulleitung. Selbstverständlich haben wir Studierenden genau geschaut, was die Schulleitung macht und diese auch ein wenig herausgefordert. Wie erwähnt, hat es sicher auch eine Rolle gespielt, dass die Schule nicht mitten in der Stadt war und dass die Studierenden aus ganz verschiedenen Kantonen der Deutschschweiz kamen. Vielleicht war auch die politische Situation insgesamt in der Zentralschweiz weniger unruhig als in Bern. Wichtig war wahrscheinlich auch, dass unsere Schule klein war. Wir von der Schulleitung und die Dozierenden hatten einen guten Draht zu den Studierenden und umgekehrt. Wir sahen die Studierenden täglich, in der

Pause, teilweise auch beim Mittagessen. Die Schule hatte drei Klassen mit 20 bis 25 Studierenden. Zwei Klassen waren jeweils an der Schule, die dritte im Praktikum.

Wobei Bern auch nicht grösser war. Die Schule hatte drei Klassen, jeder Jahrgang eine. Ja, aber vielleicht waren die Themen damals in der Innerschweiz auch etwas anders gelagert als in Bern. Grosse Themen in der Innerschweiz waren damals neben dem Waldsterben, das schweizweit die Menschen beschäftigte, die geplante Landesausstellung CH91 oder der Waffenplatz Rothenthurm. Auch der Aufbau der Suchtberatungsstellen oder die finanzielle Unterstützung des Frauenhauses durch die öffentliche Hand wurden politisch kontrovers diskutiert.

Ein weiteres wichtiges Thema für mich als Rektor war die Positionierung der Schule und der Sozialen Arbeit nach aussen. Wir haben das siebzigjährige Bestehen der Schule 1988 gezielt genutzt, um die Schule bekannter zu machen, und ein Jubiläum organisiert und eine Festschrift veröffentlicht.

Ebenfalls ein Anliegen war mir die Verbesserung der Beziehungen zu den anderen Schulen, insbesondere zur Abendschule. Tages- und Abendschule hatten untereinander ein angespanntes Verhältnis. Die Tagesschule sah die Abendschule als Konkurrenz. Beide hatten einen unterschiedlichen Hintergrund. Die Tagesschule ist ja in einer Zeit entstanden, als der Kulturkampf die Innerschweiz immer noch geprägt hat. Eine wichtige Rolle hat lange Zeit der Schweizerisch-Katholische Volksverein gespielt. Der Verein besteht heute noch, hat aber keine grosse Bedeutung mehr. Der Schweizerische Katholische Volksverein stand nur Männern offen und regte deshalb 1912 die Gründung des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes an. Die Abendschule hingegen ist erst in den 1960er-Jahren aus der christlich-sozialen Bewegung heraus entstanden.

Weshalb sind Sie zur Tagesschule und nicht zur Abendschule gegangen? Die Tagesschule war schon zu jener Zeit fortschrittlich und innovativ – das hat mich angesprochen. Der katholische Hintergrund der Schule war zwar noch präsent, weil die letzten Menzinger Schwestern ja erst 1980 die Schule verlassen hatten. Die Schule war aber sehr weltoffen.

War dieser katholische Hintergrund auch im Curriculum abgebildet? Ja, zum Teil. So gab es beispielsweise in jedem Kurs noch religiöse Studientage. Diese dauerten zum Teil eine ganze Woche. Die Themen der Studientage wurden jeweils zusammen mit der Klasse festgelegt, was zu einer grossen Themenvielfalt führte. Nicht immer hatten die Themen etwas mit Religion zu tun. Die Statuten hielten auch fest, dass sich die Schule an einem christlichen Menschenbild orientiert. Wie schon erwähnt, war der Vereinsvorstand eher bürgerlich geprägt und wurde von der CVP dominiert. Der Präsident, Alphons Beck, war CVP-Gemeinderat in Meggen. Vizepräsident war Dr. Heinrich Zemp, CVP-Regierungsrat und Finanzdirektor des Kantons Luzern. Er kam anfänglich eher von der konservativen Seite her, war aber sozial sehr aufgeschlossen. Er war später auch lange Zeit im Präsidium von Caritas Schweiz. Ich habe ihn, genauso wie Alphons Beck, sehr geschätzt.

Ich möchte gerne auf das Verhältnis zur Abendschule zurückkommen. Die Spannungen zwischen den beiden Schulen hatten zur Folge, dass Tages- und Abendschule kaum Gespräche miteinander führten. Beide waren sehr auf Abgrenzung bedacht. Als ich das Rektorat antrat, fand ich das problematisch. Ich fing an, mich regelmässig mit Dr. Hansueli Kneubühler, dem Rektor der Abendschule, zum Mittagessen zu treffen. Wir haben dann abgemacht, dass sich auch die Schulleitungen ein- bis zweimal im Jahr zu einem Austausch treffen. Das trug zu einer Entspannung bei. Als ich 1990 zum Direktor von Caritas Schweiz berufen wurde und meinen Rücktritt als Rektor der Schule ankündigte, teilte mir Hansueli Kneubühler mit, dass er ebenfalls zurücktrete. Für mich war damit der Moment gekommen, um über einen Zusammenschluss der beiden Schulen zu sprechen. Hansueli Kneubühler teilte die Meinung, dass diese Gelegenheit unbedingt genutzt werden müsse. Ich habe mich deshalb mit den Präsidenten der beiden Schulen und dem damaligen Finanzchef der Abendschule getroffen und ihnen nahegelegt, Gespräche mit dem Ziel einer Fusion aufzunehmen. Konkret habe ich ihnen die Bildung einer paritätischen Arbeitsgruppe unter neutraler Moderation vorgeschlagen. Von der Schulleitung habe ich nur Herbert Bürgisser, meinen Vizerektor, informiert. Er unterstützte das Vorgehen. Die Schulleitung habe ich bewusst nicht informiert, weil ich befürchtete, dass es Wider-

stand geben würde. Dies war das einzige Mal, dass ich die Schulleitung nicht in einen wichtigen Entscheidungsprozess einbezogen habe. Erst nach dem Gespräch mit den Präsidenten informierte ich die Schulleitung. Bald darauf haben die Vorstände der beiden Trägervereine formell beschlossen, eine Arbeitsgruppe zu bilden. Ich selber habe mich nachher bewusst aus diesem Prozess herausgehalten.

Aber der Druck kam nicht von aussen, das ist erstaunlich. Der Kanton selbst hätte ja sagen können, wir finanzieren nicht mehr drei, sondern nur noch eine Schule. Es gab nicht nur drei, sondern sogar fünf Schulen im Sozialbereich, aber diese waren alle relativ kostengünstig. Es gab deshalb keinen grossen finanziellen Druck. Wir erhielten neben den kantonalen Beiträgen auch noch Beiträge des Bundes.

Sie sprachen vom Zusammenschluss von Tages- und Abend-schule. Also Sie haben diesen Prozess aufgegleist? Ja. Und ich habe auch vorgeschlagen, dass man die weiteren Schulen, die Heimerzieherschule (die heutige Höhere Fachschule für Sozialpädagogik), die Jugendarbeiter-Ausbildung (die heutige Studienrichtung Soziokulturelle Animation an der Hochschule Luzern) und die Akademie für Erwachsenenbildung auch in den Prozess einbeziehen sollte. Die Heimerzieher-Schule und die Akademie für Erwachsenenbildung entschieden, dass für sie ein Zusammenschluss nicht infrage kommt. Die Leitung der Jugendarbeiter-Ausbildung hingegen beschloss, in diesem Prozess mitzumachen. Für mich war damals klar, dass eine Fusion zwingend notwendig ist. Nur so konnte die Schule grösser werden, sich in der Ausbildung, aber auch in Forschung, Weiterbildung und Dienstleistungen weiterentwickeln und an Bedeutung in der Gesellschaft gewinnen.

Dann kam Christoph Häfeli, nicht wahr? Ja, an der Abend-schule übernahm Christoph Häfeli die Leitung und bei uns gab es eine Co-Leitung mit Herbert Bürgisser und Käthi Vögtli. Unsere Schule war zwar gut aufgestellt und die Finanzierung war gesichert. Wir wussten aber auch, dass das Schulgebäude an der Rosengartenhalde früher oder später abgerissen würde und wir neue Räumlichkeiten suchen mussten. Es zeichnete sich dann auch früh ab, dass Christoph Häfeli Rektor der fu-

sionierten Schule werden würde; für Herbert Bürgisser und Käthi Vögtli war das Rektorat keine Option.

Ja, so hat es Christoph Häfeli auch geschildert. Er hat im Interview dann die Fortsetzung der Geschichte erzählt, sodass sich die Puzzlestücke zusammenfügen. Es war eine eindruckliche Zeit. Ja, es war eine spannende und für mich auch sehr lehrreiche Zeit. Ich konnte von den gemachten Erfahrungen auch in meiner Anfangszeit bei Caritas Schweiz stark profitieren. Bei Caritas Schweiz habe ich, wenn auch in viel grösserem Rahmen, eine ähnliche Situation angetroffen wie an der HFS, als ich Rektor wurde. Ich musste auch bei Caritas eine grössere Organisationsentwicklung in die Wege leiten und ein Renovationsprojekt des Hauptsitzes aufgleisen.

Kommen wir zurück zu den Kantonen: Welche Rolle haben die Innerschweizer Kantone aus Ihrer Sicht gespielt? Die Innerschweizer Kantone mit Ausnahme von Luzern haben in meiner Zeit gar nicht gross mitbekommen, wie die Entwicklung verlief. Sie haben ihre Beiträge geleistet, sich aber sonst nicht gross um die Schule gekümmert. Wie schon erwähnt, hat Brigitte Mürner, die Bildungsdirektorin von Luzern, in den verschiedenen Phasen eine wichtige und unterstützende Rolle gespielt. Zudem waren die beiden Kantone Luzern mit Heinrich Zemp und Zug mit Anneliese Staffelbach im Vorstand des Trägervereins der Tagesschule vertreten. Insbesondere das Engagement von Heinrich Zemp war sehr wichtig. Er hat Wesentliches zu einer besseren Verankerung der Schule in Politik und Öffentlichkeit beigetragen und sein Wort hatte auch im Vorstand grosses Gewicht.

Wenn Sie nun in die Zukunft schauen: Was ist Ihr Wunsch für unsere Schule, sagen wir für die nächsten zwanzig Jahre? Ja, was wünsche ich der Schule? Also ich habe das Gefühl, sie ist insgesamt gut aufgestellt. Ich finde, sie hat sich insbesondere in den Bereichen Forschung, Weiterbildung und Dienstleistungen sehr gut positioniert. Das ist zu einem grossen Teil das Verdienst von Herbert Bürgisser, dem langjährigen Leiter dieses Bereichs. Im Bereich der Forschung stellt sich für mich die Frage, ob das mit den Nationalfonds-Projekten mittelfristig finanziell aufgeht. Ich finde es zwar bemerkenswert und

erfreulich, dass es der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit immer wieder gelingt, die Unterstützung von Projekten durch den Nationalfonds zu bekommen. Nationalfondsprojekte aber sind sehr aufwendig und eher schlecht finanziert.

Ich finde es ganz wichtig, dass die Schule das positive Image, das sie im Moment in der Öffentlichkeit hat, auch in Zukunft behalten kann. Ein grosses Anliegen ist mir auch, dass sie die Praxisnähe nicht verliert. Die Praxisnähe ist etwas, das die Schule auszeichnet. Generell erachte ich die Praxisnähe als ein Kernelement der Fachhochschulen, im Marketing-Jargon würde man von einer USP, einer Unique Selling Proposition, sprechen.

Was ich der Schule auch noch wünsche: dass die Bedeutung der Sozialen Arbeit in der Öffentlichkeit wieder besser wahrgenommen wird. Wenn die Soziale Arbeit in den letzten Jahren zum Thema wurde, dann meistens eher negativ geprägt im Zusammenhang mit der sogenannten «Sozial-Industrie». Welch wichtigen Beitrag die Soziale Arbeit für die Gesellschaft eigentlich leistet, das wird in der Öffentlichkeit viel zu wenig wahrgenommen.



Prof. Dr. h.c. Jürg Krummenacher, geb. 1953, hat an der Universität Zürich Psychologie, Pädagogik und Philosophie studiert. Er war 1985 bis 1991 an der Höheren Fachschule für Sozialarbeit als Psychologiedozent und ab 1987 als Rektor tätig. Zwischen 1991 und 2008 war er Direktor von Caritas Schweiz. Seit 2009 wirkt er als Dozent und Projektleiter an der Hochschule Luzern –

Wirtschaft. Ausserberuflich engagiert er sich zudem im Bildungs- und Gesundheitsbereich.